

Nr. 146. Bromberg, den 29. Juni 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von Fritz Mauthner.

(13. Fortsetzung.

Die Vereine waren gut geschult. Alles verstummte. Zuletzt ließ auch Swatopluk mit einem Fluche los und Anton schritt in fester Haltung die Stufen empor.

Oben zuckte Zaboj doch zusammen, als der verhaßte Deutsche sich gelassen neben ihn stellte. Und als ließe der Bann von des Führers Augen plötzlich nach, so brach es wieder bei den tschechischen Turnern los.

„Herunter mit dem Spion!"

Doch auch die Deutschen waren warm geworden und einst[illegible]oll der Ruf:

„Der Gegenbauer soll reden! Wir wollen es, wir wollen es."

Langsam legte sich der Aufruhr, während Zaboj einen halben Schritt zur Seite trat und Anton zögernd und bedächtig das Wort ergriff.

Vorsichtig begründete er zunächst sein Recht, von dieser Stelle zur Versammlung zu sprechen. Man habe außer den Tschechen auch die Deutschen eingeladen und das Gerüst und die slawischen Fahnen hierhergebracht auf rein deutsches Gebiet. Und wenn man nicht den Glauben erwecken wolle, daß es nur um eine Demonstration zu tun sei, daß man hier bloß für die Zeitungen spreche, so müsse auch ein richtiger Deutscher zu Worte kommen. Petr Zilbr sei kein Deutscher mehr wenn er sich auch noch so viel Mühe gäbe, es den Bauern einzureden.

Dann begann Anton, während die Deutschen mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten und seine Feinde ungeduldig die Erlaubnis zu einer stürmischen Unterbrechung erwarteten, seinen kurzen Zwischenruf zu begründen. Er erklärte den Bauern den Kriegsplan der Tschechen. Er wies aus vielen Beispielen nach, daß sie hier wie überall damit anfingen, an deutschen Orten einen kleinen festen Kristallisationspunkt für die Ausbreitung des Tschechentums zu gewinnen. Wie der einzelne tschechische Lehrer, Beamte, Geistliche oder Gastwirt als Quartiermeister für die nachschiebenden Landsleute tätig war, wie der tschechische Stamm seit Jahren an tausend Punkten zugleich erobernd in das deutsche Gebiet eindrang, wie deutsches Wesen vom slawischen Stück für Stück verschlungen wurde. Das hörten die deutschen Bauern jetzt zum ersten Male vom Gegenbauer, dem geachteten Manne, der auch gar nicht danach aussah, als ob er ein Lügner wäre.

Zaboj beobachtete deutlich, wie andächtig die Langröcke auf Anton hörten. Da schnitt er ihm plötzlich das Wort ab und rief so laut als er konnte:

„Das sind Dinge, die wir alle wissen: daß die Bevölkerung in Böhmen hin- und herflutet; ein Plan steckt nicht dahinter. Und wir Tschechen sind überall gute Brüder der Deutschen, auch wo wir in der Überzahl sind."

„Und das ist nicht wahr, wiederhole ich!" schrie nun Anton mit aufgeregter Stimme und Fuß an Fuß drängte er Zaboj beiseite.

„Laßt den Gegenbauer ausreden," rief es aus dem deutschen Haufen.

Und Anton konnte wieder in raschen Zügen die Drangsale entwickeln, denen die Deutschen überall in Böhmen unterlagen, wo die Tschechen entweder dicht beisammen saßen oder durch künstliche Mittel die Mehrzahl bei den Wahlen erhalten hatten. Er gab Beispiele von dem slawischen Übermut, der den preisgegebenen Deutschen nicht nur ein unbehagliches Leben führen lasse, sondern ihn auch womöglich um Haus und Brot bringe.

Er erzählte schließlich als den nächsten und ihm bekanntesten Fall seine eigenen Schicksale. Und seine Stimme zitterte, als er einzelne Züge von der Wut zu berichten hatte, mit der ihn seine Nachbarn in Blatna verfolgten und zu deren Werkzeugen sie sogar ihre ahnungslosen Kinder machten. Als Zaboj dazu spöttisch den Mund verzog und die Schärpenträger unten unter Führung des Brauers zu lachen und zu spotten anfingen, da verlor der Redner vor Zorn beinah seine Fassung.

Zaboj wollte die Gelegenheit ergreifen und aufs neue zu sprechen anfangen. Aber schon drängte ihn Anton mächtig beiseite und begann mit ernster, volltönender Stimme:

„Sie lachen darüber, daß sie mich in Bann und Acht getan haben, und daß ihre armen Kinder ungestraft ihren Spott mit mir treiben dürfen. Ihr lacht nicht, meine Landsleute. Und damit auch ihnen ihr Hohn vergehe, will ich euch erzählen, wie sie in Böhmen die Eintracht verstehen und was ihre brüderliche Liebe zu uns ist."

„Er ist ein Preuße, ein Ketzer!" schrie Zaboj dazwischen. Aber wie Soldaten in Reih und Glied traten die Langröcke einen Schritt vor, viele hoben die Fäuste und alle riefen:

„Ausreden lassen, ausreden lassen!"

„Ich danke euch, deutsche Landsleute, daß ihr mich hören wollt. So vernehmt denn: im letzten Herbste ist es geschehen und jeder ehrliche Mann von Wessely wird es euch bestätigen. Unsere braven Soldaten kamen von einer Feldübung zurück und marschierten durch Wessely, da drüben, nur zwei kurze Stunden von Blatna. Es war ein heißer Septembertag und der Marsch hatte fünf Stunden gedauert. Von Schweiß und Staub bedeckt, machten sie auf dem Marktplatze halt, auf dem Ring, den ihr alle kennt. Und da geschah es. Die erste Kompanie, weil sie tschechisch war, erhielt von unseren Brüdern in Wessely mehr Erfrischungen, als sie verlangte. Dann kam die zweite Kompanie, sie war ebenso müde und abgehetzt, aber sie war deutsch. Und darum allein verschloß der ehrenwerte Bruder Brauer hier seinen Keller, und kein Einwohner von Wessely hatte einen Krug oder ein Glas zur Hand. Nicht einen Tropfen Wasser reichte man ihnen, von Schweiß und Staub bedeckt mußten sie weiter ziehen, bis sich ein deutscher Flecken ihrer erbarmte. Ich erzähle euch keine erfundene Geschichte aus alten Büchern. Stellt euch vor, was diese Soldaten empfanden, als man sie schlimmer behandelte wie Hunde. Diese armen durstigen Menschen sind keine fabelhaften böhmischen Könige. Sie sind lebendig sie sind eure Söhne, eure Brüder, und wenn sie nach Hause kommen, so fragt sie nach der Gerechtigkeitsliebe unserer tschechischen Brüder."

Ein furchtbarer Aufstand brach los.

„Wir wollen keine tschechischen Schulen! Wir wollen zusammenhalten! Wir wollen unsere Kinder nicht verdursten lassen!" so riefen die deutschen Bauern durcheinander.

Und der Dicke mit den vielen Silberknöpfen brüllte, was er konnte, zu Anton empor:

„Komm zu mir, so oft du willst, Gegenbauer-Anton, ich will dir zu trinken geben, so viel du willst."

Doch laut tönte dazwischen das Tosen der anderen Partei.

„Wirf ihn vom Gerüst herunter, Zaboj! Laß ihn den Prager Fenstersturz schmecken! Gib's ihm auf altböhmisch! Nieder mit dem deutschen Hund! Werft ihn ins Wasser, da soll er ersaufen, wenn er durstig ist!"

Und tausendstimmig tönte es schließlich zu dem unerschrockenen Redner empor:

„Nieder mit den Deutschen!"

Und von dem äußersten Kreise her, wo die Händler ihre Buden hatten, begann man mit Erdschollen und faulen Pomeranzen zu werfen. Kein Geschoß traf. Doch als eines hart an Antons rechter Schulter vorüberflog, rückten die Langröcke plötzlich weiter vor. Ohne Verabredung schritten sie dicht gedrängt auf den Stufen rechts und links zur Rednertribüne hinauf und schlossen sich oben zusammen. Sie sprachen kein Wort. Doch als ihre ernsten Gestalten auf den ersten Stufen erschienen, hörte das Werfen auf und nach wenigen Sekunden verstummten die Schreier. Nur Swatopluk und Petr tobten am Fuße des Gerüstes. Katschenka stand mit zornig zurückgeballten Fäusten neben ihnen und schaute so, wie versteinert, mit verklärten Augen in Antons frisches, todesmutiges Antlitz.

Die beiden Gegner berührten sich jetzt in der schmalen Gasse, welche die Langröcke offen gelassen hatten. Zaboj hatte Mühe, sich nicht auf den ersten zu stürzen und ihn hinunterzuwerfen. Der Schaum stand ihm vor dem Munde. Schwer keuchend blickte er um sich. Er wußte, daß jede Feindseligkeit für lange hinaus der Bewegung gefährlich werden konnte. Und doch wäre es ihm eine Lust gewesen, wenn seine Leute sich plötzlich auf das kleine Häuflein gestürzt und es zu Boden geschlagen hätten.

Als es endlich überall still geworden war, lächelte er seinen Genossen gezwungen beifällig zu. Dann atmete er tief auf, und unter fieberhaften Gestikulationen versuchte er aufs neue die Bauern zu bereden. Er rief:

„Ich heiße euch nochmals willkommen, Brüder, und je näher ihr mir jetzt steht, desto wirksamer sollen meine Worte euch treffen. Wohl haben wir beide Volksstämme des Landes zu unserer Versammlung geladen, aber nur treue Söhne Böhmens hofften wir zu finden, einerlei ob deutsch oder slawisch Dieser Mann hier jedoch, dem ihr euer Vertrauen schenkt, ist ein Abtrünniger, ein Landesfeind, und ich begreife euch nicht, wie so wackere Männer sich von seinen Flunkereien bestechen lassen können."

So heftig wurden Zabojs Armbewegungen, daß Anton beiseite treten mußte, um nicht getroffen zu werden.

„Seid ihr denn blind", fuhr der Tscheche mit funkelnden Augen fort, „daß ihr nicht sehet, wer ihr seid, und wer er ist. Ihr seid feste, seßhafte Bauern auf stattlichen Höfen, und er ist ein Bankerottierer, dem sie vielleicht morgen seine Fabrik verkaufen werden ,und der dann zu euch betteln gehen kann. Ihr seid Patrioten, und er hat sich dem Erbfeind verkauft und will uns preußisch machen, er und sein Schulverein. Ihr seid treue Katholiken und hofft auf ewige Seligkeit, er aber geht in keine Kirche, er ist ein Ketzer, ein Protestant, was weiß ich. Bauern, Patrioten, Christen, ich kenne ihn besser als ihr alle, denn wir sind zusammen aufgewachsen. Er war es, der mich unserem Glauben abspenstig machen wollte und der mich überredet hat, kein Geistlicher zu werden. Na, auch so wie ich bin, diene ich der Kirche. Er aber, der Gegenbauer Anton, ist ihr Feind, und seine Freunde können die nicht sein, denen ihr Seelenheil am Herzen liegt."

Die Bauern blickten zu Boden. Den meisten unter ihnen wäre es lieb gewesen, wenn sie wieder in angemessener Entfernung vom Gerüste hätten stehen können. Doch der mit den Silberknöpfen trat breit zwischen Zaboj und den Gegner und rief diesem zu:

„Fürcht' dich nicht! Sag' dein Sprüchel!"

Froh lachte Anton ihn an und sprach laut:

„So viel Worte, so viel Verleumdungen! Daß ich als Kaufmann ein ehrlicher Mensch bin, das weiß jeder Mann auf zehn Meilen in der Runde. Und wenn mein Unternehmen jetzt in Gefahr schwebt, so wißt ihr alle, daß es der Neid der tschechischen Rübenbauern ist, der mich und sie selbst zu Grunde richten will. Das ist traurig für mich, aber es geht uns hier nichts an. Daß ich etwas mit dem Auslande zu tun habe, ist eine Lüge. Ich bin ein guter Österreicher, wie ihr alle, und liebe unser schönes Böhmen nicht weniger als der lauteste Schreier von drüben. Niemals habe ich mich um Politik gekümmert. Und wenn ich hier für unsere nationale Sache eintrete mit meinen geringen Kräften, so tue ich es als Böhme, als deutscher Böhme. Und nun zu der dritten Verleumdung. Auch ich bin katholisch. Ich bin kein so frommer Mann wie ihr. Das gebe ich zu. Aber auch ich würde die Kirche besuchen und mich mit der Gemeinde erbauen, wenn mir Gelegenheit würde, Gotteswort in meiner Muttersprache, in unserer heiligen deutschen schönen Sprache zu vernehmen. Das ist's. Mich so wenig wie euch kümmern die Streitigkeiten der Regierenden über das Verhältnis zwischen Österreich und Deutschland. Ich wüßte nicht einmal die Minister zu nennen, die hüben und drüben herrschen. Was kümmert uns die Politik! Aber wir sind Deutsche, und wenn wir alles andere verloren haben, was uns zu einem großen einigen Volke machen könnte, so bleibt uns doch eines, unsere deutsche Sprache. Und dieses letzte Besitztum wollen wir alle verteidigen mit unserem Herzblut. Nicht wahr, darin seid ihr mit mir einig? Auch ihr wollt nicht, daß eure Kinder oder Enkel einst an eurem Grabe das Vaterunser in tschechischen Worten sprechen, auch ihr wollt nicht, daß die uralten Hausnamen eurer Höfe verschwinden und das tschechischer Übermut die deutschen Inschriften von euren Grabsteinen herunterkratze. Auch ihr wollt nicht slawisch werden. Ich kenne euch,meine Landsleute, lieber wollt ihr noch, daß eure Söhne deutsch bleiben und daß man ihnen einen Tropfen Wasser versagt, wenn sie verschmachten, lieber das, als daß sie von ihrem Volke abfallen und selber einmal hartherzig sich von einem deutschen Burschen abwenden, der verdurstend vor ihrer Schwelle steht. Das ist eure Meinung, wie die meine, und darum laßt uns fortziehen aus dieser Versammlung, mit der wir nichts zu schaffen haben."

Mit feuchten Augen blickte Anton die Bauern an, und „Hoch der Gegenbauer!" rief der mit den Silberknöpfen, und „Hoch der Gegenbauer!" wiederholten stürmisch die achtzig deutschen Bauern.

Mit zuckenden Händen und zitternden Lippen stand Zaboj da.

„Hütet euch," schrie er außer sich, „hütet euch vor euren Pfarrern und vor ihren Kirchenstrafen."

Doch Anton gab den Vorteil nicht mehr aus der Hand. Mit raschem Griff riß er Zaboj die Medaille von der Brust und rief:

„Wißt ihr auch, was hier drauf steht? Wißt ihr auch, was die Medaillen sagen wollen, die man in dieser Versammlung uns anzubieten wagt? Hier steht es in deutlichen Buchstaben: Tod und Hölle allen Feinden! Mord und Tod den Deutschen ist damit gemeint."

Und Anton warf die blinkende Denkmünze zornig von sich. Sie fiel vor den Füßen Katschenkas nieder, und das Mädchen, welches immer noch in leidenschaftlicher Angst zu ihm emporblickte, ließ plötzlich ihren Teller mit Medaillen fallen.

Niemand außer dem alten Svatopluk bemerkte es, denn tausend Fäuste hatten sich erhoben, und tausend Kehlen stimmten als Antwort auf Antons Beleidigung mit stürmischer Kraft ihr Kriegslied an:

„Mächtig steht das Volk der Slawen, ewig wird es leben!
Tod und Hölle allen Feinden, nieder mit den Deutschen!"

Die deutschen Bauern blickten besorgt um sich, als sie mit einem Male die Wogen des Hasses um sich her erkannten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann aus Australien.

Skizze von Walter Anatole Persich.

Kapitän Hundertmark wischte sich nach meiner Frage bedächtig mit dem Handrücken den Bart, sah mich ein wenig spöttisch an und erzählte mir endlich die Geschichte von dem Steuermann aus Australien, wie ich sie hier wiederzugeben versuche.

Sonnabends war der Himmel blank. So gegen Sonnenuntergang, wenn es etwas auffrischt, holen wir uns alle eine Pütz Wasser, stellen uns, lurftig wie Adam, aufs Deck und schrubben uns das bißchen Deck runter, das man auch auf einer blitzsauberen Bark ohne Qualm und Maschinenschmiere noch kriegt. Mit Süßwasser muß nämlich auf einem Segler gespart werden, darum kann man sich den Luxus nur alle Woche einmal erlauben und muß nachher noch die Hemden im Wasser ausspülen.

Wie wir da so stehen, sagt Bartels zu mir: „Frederik“, sagt er, „ist dir schon aufgefallen, daß der Steuermann, der van Eck, 'n Dreckpudel ist?“

Das stimmte, Deubel auch! Nicht einmal auf der langen Fahrt von Altona, wo er angeheuert wurde, bis zum Stillen Ozean hatte er sich abgeschrubbt. Wir reden gerade hin und her, da taucht der breite Kerl mit der Mähne unter der schiefen Mütze vom Vorderdeck her auf, geht schwer mit seinem Wassereimer an uns vorbei und geradeaus in die lütte Kombüse, die auf jedem Schiff dem Leichtmatrosen wie dem Käpp'n zu gleichen Teilen gehört... Na, da sind wir still und schrubben nur weiter. Mit dem Kerl ist nicht gut Kirschen essen, das hatten wir schon nach zwei Tagen rausgehabt, als der Decksjunge mit gekrümmtem Buckel umherlief, so hatte der Steuermann ihn für 'ne Dreistigkeit verwalkt...

Sonntag. Die See ist harmlos, wir laufen mit drei, vier Knoten Fahrt immer so eben hin. Nach der Messe sagt der Käpp'n: „Ha, Jungs, denn macht euch man heute son büßchen Gemütlichkeit, holt das Zimmermannsklavier (Handharmonika) raus. Zwei Kessel Süßwasser spendier ich für'n steifen Grog...“

Ist das 'n Halloh! Da wird denn gesungen „Nach der Heimat möcht ich wieder“ und „Auf der Reeperbahn nachts um halb eins...“, all das Zeug, das son seekatriger Fahrensmann plärrt, wenn er länger als eine Woche nur Planken unter den Füßen hat. Gegen Abend gibt der „Breite“, so heißt van Eck bei uns, mir das Steuer und trinkt zwei Wachen lang mit dem Alten einen nach dem anderen. Ich liege schon fest schlafend in der Koje, da weckt mich ein gehöriger Puff: „Halloh, Frederik“, hör ich Bartels sagen.

„Was gibts, laß mich doch schlafen...“

„Mensch“, sagt er, „hör zu! Ich steh Wache, da kommt der Breite an mir vorüber, sternhagelvoll, brüllt ein krauses australisches Zeug, wankt etwas und steuert backbords in die Koje. Und dabei zieht er immer den linken Fuß so komisch nach, so...“ und Bartels geht im Zwielicht hin und her und erklärt mir die Sache.

An Bord einer Bark gibt es wenig Sensationen. Die nächsten Tage kennt kein Matrose ein anderes Gespräch als das über den nachschleifenden Fuß des Breiten. Wildeste Vermutungen tauchen auf. Endlich hat der Decksjunge den Rand nicht gehalten und mit dem Koch gequatscht, mit „Nuckelkopf“, wie dessen Spitzname lautet. Der Jung kommt geheimnisvoll in unsere Runde und brüllt: „Wißt ihr, was Nuckel sagt? Der Breite...“

Ein Hieb in den Rücken bringt ihn zur Besinnung, er berichtet flüsternd weiter. Der Koch habe einmal an Land in einer französischen Kolonie einen Trupp Sträflinge gesehen. Alle trugen eine Kette um den linken Fuß geschmiedet und daran eine etwa fünf Kilo schwere Eisenkugel. Niemand kann mit diesem Hindernis flüchten. Als der Junge ihm die Bewegungen, das schleifende Aufheben des Fußes, vorführte, mußte sich Nuckel an das grauenhafte Bild erinnern...

Zwei unserer Matrosen sind Dänen. Einer von ihnen hat Decksdienst bei unserer Baderei am kommenden Sonnabend, will nach jener kleinen Kombüse die Lampen bringen, die von innen in eine verglaste Vertiefung gestellt werden. Niemand denkt daran, daß vor zwanzig Minuten der Breite mit seinem Eimer hineingegangen ist. Der Däne reißt die Tür auf und der Strahl der Lampe fällt gerade auf die Brust des Steuermanns: ein kreisrundes rostbraunes Mal in der Größe einer Faust taucht auf, zwei verschlungene Buchstaben und eine Nummer — ich weiß es noch wie heute: 1757 war es. Im selben Augenblick trifft den Dänen ein Schlag vor die Stirn, er taumelt, Bartels springt schnell genug hinzu, sonst würde die Lampe auf den geteerten Bohlen Feuer geben. So steht der Breite, umringt von allen Matrosen, in der offenen Tür der Däne hält noch ein Licht, Bartels das andere und der Landsmann des Angegriffenen starrt gerade vor dem Steuermann auf dessen rotes Mal: 1757. Uns fällt auch ein roter Hautreif um den linken Fuß in Höhe des Knöchels auf. Der Koch ist von dem Tumult aus der Kombüse aufgeschreckt, drängt sich vorwitzig heran... und schreit mit seiner spitzen Stimme: „Hab ichs nicht gesagt! Ein Sträfling ist er, ich weiß auch, daß die Australier dieses Zeichen den Leuten auf den Leib brennen...“, klapp, liegt er am Boden, ein schwerer Körper setzt zum Sprung an, der Breite überrennt noch zwei Leute... macht eine kleine Wendung und saust über die Reeling mit einem weiten Satz ins Meer. Es dauert Minuten, bis der Bootsjunge „Mann über Bord“ brüllt, vier Leute stehen am Boot, schon ist der Schatten des Steuermanns in der Dunkelheit und Entfernung nicht mehr auf dem Wasser zu sehen — endlich sitzen wir an den Riemen. Der Rothaarige hält die Laterne weit von sich, irgendwo im Kegel taucht ein Kopf auf, verschwindet...

Das Letzte, was wir hören, ist ein dumpfer, fast tierischer Aufschrei. Der Silhouette nach ist es ein Haifisch, der den Geflüchteten anfällt. Wir finden ihn nicht...“

Kapitän Hundertmark schweigt lange. Die Sonnenkringel zeichnen wundervolle Reliefs auf den Tisch, tauchen Flammen in das Gelb des Weins, und vor uns summt eine kleine Fliege.

„Deshalb“, kommt es nach langer Zeit von jenseits des Tisches, „meine ich: wir verdanken alles einem anderen, und der andere ist dabei nicht immer gut daran, wenn es uns besser geht. Damals mußte ich meinen ersten Steuermannsdienst übernehmen, und dabei kam ich auf die Idee, das Examen möglichst flott abzumachen nach der Rückkehr. Sonst wär' ich vielleicht heut noch nicht Käpp'n. Aber ich wollte, wir könnten noch einmal, Bartels und ich mit dem Breiten auf der Bark im Stillen Ozean segeln und ich wüßte, was los wär. So hätte er nicht dran zu glauben brauchen...“

Anton Raphael Mengs.

Zum 150. Todestage am 29. Juni 1929.

Von Privatdozent Dr. Johannes Jahn-Leipzig, Assistent am kunsthistorischen Institut der Universität.

Nachdem die deutsche Malerei im Zeitalter Dürers das Höchste erreicht hatte, dessen sie im Verlauf ihrer Geschichte überhaupt fähig gewesen ist, begab sie sich in die Gefolgschaft der italienischen und niederländischen, späterhin auch der französischen Malerei. Noch das 18. Jahrhundert stand zum überwiegenden Teil seiner Leistung ganz im Banne dieses „Eklektizismus“, der sogar um 1750 ein weiteres Element aufnahm: die Nachahmung der Antike. Klassizismus nennt man diese Wendung, die als eine Reaktion gegen Barock und Rokoko betrachtet werden kann, weil sie dem Überschwang und der gefälligen Anmut Einfachheit, Strenge, Schönheit entgegen setzen wollte. Das ist die Situation — zwischen Rokoko und Klassizismus —, in der sich Anton Raphael Mengs befand, einer der bedeutendsten deutschen Maler des 18. Jahrhunderts.

Seine beiden Vornamen enthalten ein Programm. Sein Vater, der Dresdener Hofmaler Ismael Mengs, hatte sie ihm gegeben in der Überzeugung, daß einzig in der Rückkehr zu Antonio Allegri, d. h. Corregio, und Raffael das Heil der Kunst läge, und in der weiteren Überzeugung, die schon vor der Geburt des Sohnes im Jahre 1728 feststand, daß dieser Sohn Maler werden und in seiner Person die Vereinigung von Raffael und Correggio darstellen müsse. Wirklich zeigte der Sohn Begabung zum Maler, und seine Ausbildung vollzog sich, ganz wie es auch bei Mozart der Fall war, unter der immer angespannten, im Technischen Vollkommenes verlangenden väterlichen Zucht. Tagelang wurde der Knabe in den Vatikanischen Sammlungen eingesperrt — mit zwölf Jahren war er das erste Mal nach Rom gekommen —, um dort in berechneter Folge die Antike, Raffael und Michelangelo zu kopieren. Bereits 1745, also mit 17 Jahren, wurde Mengs Hofmaler und 1751 Oberhofmaler in Dresden, hielt sich aber in den folgenden Jahren meist in Rom auf. Von

1761 bis 1769 und von 1774 bis 1776 lebte und arbeitete er in Madrid als erster Maler des Königs von Spanien. Die letzten Jahre seines Lebens hat er wieder in Rom verbracht und ist dort am 29. Juni 1779 gestorben.

Dasjenige Werk, in dem die Zeitgenossen seine höchste Leistung erblickten, ist ein Deckengemälde in der Villa Albani in Rom: Apollo und die neun Musen auf dem Parnaß. Winckelmann, der Wortführer des Klassizismus, mit dem Mengs viel verkehrte und dem er eng befreundet war, begeisterte sich für das Werk und pries es als den großen Anfang der wieder erwachenden Künste. In der Tat gehört es bereits dem Klassizismus an, der jedoch noch nicht in seiner Herbheit und Strenge zutage tritt, sondern hier noch viel von der milden Gefälligkeit des Rokoko an sich trägt — Antike, gesehen durch das Temperament des Rokoko. Alles, was Mengs aus dem Studium der antiken Kunst, aus dem Studium Raffaels und der anderen Großen gelernt, das hatte er da hineingearbeitet: Anmut, Würde, Schönheit, Einfachheit, Wahrheit, Ruhe. Uns erscheint ja heute das Werk mehr aus dem Intellekt als aus dem Gefühl heraus gestaltet, zwar anmutig und gefällig, aber doch von etwas kühler Repräsentation, geringem Ausdrucksgehalt, und wir vermögen die Begeisterung der Zeitgenossen nicht mehr recht nachzuempfinden Aber bedenken wir doch, daß sich deren Augen müde gesehen hatten an den Deckengemälden der Barockmalerei mit ihrer wilden Bewegtheit, ihren überraschenden Lichteffekten und Verkürzungen, ihrem „frechen Feuer", wie Winckelmann es nannte, daß sie nun hier zur Ruhe kommen und etwas von der edlen Einfalt und stillen Größe in sich aufnehmen konnten, die sie an der Antike so über alles bewunderten.

Wäre Mengs jetzt noch weitere Jahre in Rom geblieben, hätte er sich dort in innigem Verkehr mit Winckelmann noch tiefer in die Antike eingefühlt, dann würde wohl sein im „Parnaß" angeschlagener Klassizismus eine Steigerung und Reife erfahren haben. Aber das Vollendungsjahr 1761 war zugleich das Jahr, in dem Mengs an den spanischen Hof übersiedelte, und obwohl er in seinen Deckenbildern im Schlosse zu Madrid und im Theatersaal zu Aranjuez Muster des klassizistischen Stiles zu schaffen sich bemühte, gelang es ihm doch nicht, diesen in Spanien einzuführen. Ja, die streng katholische Tradition des spanischen Hofes, die auch die Behandlung christlicher Themata von ihm forderte, lenkte seinen Blick wieder stärker auf die Meister der Renaissance. Die Antike trat zurück und wurde namentlich gegen Ende seiner Laufbahn immer mehr überschattet von dem Meister, den Mengs nun zu lieben begann wie keinen sonst: Correggio. Mengs' letztes, nicht vollendetes Bild, eine „Verkündigung" in der Wiener Gemäldegalerie, steht ganz im Zeichen Correggios. Mengs war also aus der Entwicklungsbahn des deutschen Klassizismus wieder herausgetreten. Die zahlreichen Bildnisse, die er gemalt hat, haben allerdings der klassizistischen Richtung nie bis zu dem Grade angehört wie die mehrfigurigen Bilder, und wir sind heute geneigt, gerade in den Bildnissen das Wertvollste seiner Leistung überhaupt zu sehen, da sie nicht so berechnet und geklügelt sind und uns viel eher eine reife und ernste Männlichkeit zeigen.

In zahlreichen Schriften, die scharfen Verstand und treffliche Beobachtungsgabe verraten, hat Mengs seine Anschauungen über Kunst und Kunstgeschichte niedergelegt; am bekanntesten sind seine „Gedanken über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerei" (1762) geworden. Wir stehen diesen Gedanken heute ja fremd gegenüber, vor allem da, wo mit ausführlichen Begründungen die besten Eigenschaften der Werke von Raffael, Correggio und Tizian zur Nachahmung empfohlen werden, denn wir vermögen es nicht mehr zu begreifen, wie man wirkliche Kunstwerke nach bestimmten Rezepten schaffen soll.

Der überschwenglichen Huldigung, die Winckelmann dem Freunde zuteil werden ließ, den er als größten Künstler seiner und der folgenden Zeiten ansah, „der als ein Phönix gleichsam aus der Asche des ersten Raffael erweckt worden sei, um die Welt in der Kunst die Schönheit zu lehren", ist in späteren Zeiten nüchterne Kritik gefolgt — man wollte von einem derartig bewußten Eklektizismus nichts mehr wissen. Aber vielleicht leidet die Beurteilung der Gesamtleistung des Künstlers gegenwärtig noch darunter, daß seine in Spanien hinterlassenen Werke nicht genügend bekannt sind. Gerade in den letzten Jahren ist bei der Neuordnung des Prado-Museums in Madrid jenem Vermächtnis größere Aufmerksamkeit zugewendet worden als bisher, und zur Zeit wird dort eine durch zahlreiche Werke aus spanischem Privatbesitz bereicherte Sonderausstellung veranstaltet, die beweist, welch hohen Rang Mengs unter den Bildnismalern des 18. Jahrhunderts einnimmt.

Bunte Chronik



* **Der Ramonaschlager ein Plagiat?** „Ramona, gedenke doch der seligen Stund . . ." Wer hat den beliebten Tanzschlager nicht schon bis zum Überdruß anhören müssen? Seine Konjunktur scheint noch nicht erschöpft, und der Komponist, der Amerikaner Mabel Wynee, mag schon ein schönes Vermögen an ihm verdient haben. Gewiß nicht schwer, aber immer ehrlich verdient, wenn der musikalische Einfall wirklich Wynees geistiges Eigentum wäre. Das aber wird bestritten. Herr V. J. Landeroin, früher Direktor der staatlichen Musikschule in Paris, reklamiert „Ramona" für sich. Er beschuldigt den Amerikaner offen des Plagiats. Er sei, so erklärt er, erst vor wenigen Tagen von einem mehrjährigen Aufenthalt auf der Insel Madagaskar zurückgekehrt und habe sich sehr gewundert, in einem Café von der Kapelle das Menuett einer von ihm vor 25 Jahren geschriebenen Simphonie, die 1908 auch in Paris aufgeführt worden ist, zu hören. Es war der Ramonaschlager. Wynee soll ihn Note für Note aus dem Menuett gestohlen haben. Landeroin hat bereits die Klage angestrengt. Sehr unangenehm für Herrn Wynee. Er kann eventuell am Schluß des Prozesses singen: „Mein ganzes — Geld, Ramona, nahmst du wieder grausam mir . . ." Die Sache hat nur einen Haken, an den Wynee die Hoffnung auf eine günstige Wendung hängen kann. Der Fall wird dadurch verwickelter und problematischer, daß schon einmal einer behauptet hat, die Ramonamelodie sei eigentlich von ihm. Es ist kein Geringerer als Franz Lehar. Der berühmte Komponist der „Lustigen Witwe" will sie vor 10 Jahren in einer seiner heute vergessenen Operetten verwendet haben. Die gerichtlichen Konsequenzen hat Lehar allerdings bis heute nicht gezogen. Da er selbst in der Schlager- und Operettenbranche tätig ist, weiß er, daß man es dort mit der Originalität nicht so streng nimmt und ohne falsche Scham kollegiale Anleihen riskiert.

* **Zwei Jahre in einem Käfig gefangen.** Ein Fall von unglaublicher Roheit wird aus Bhaussagar in Indien berichtet. Ein sehr wohlhabenedr Landbesitzer hat dort seine Frau volle zwei Jahre in einem Käfig gefangen gehalten, in dem sie sich kaum bewegen konnte und während dieser Zeit nur mit Wasser und Stücken trockenen Brotes wie ein Tier gefüttert. Nach Ablauf dieser Zeit wurde sie in einen Keller gebracht und dort mit den Händen und Füßen an einer Wand mittels Ketten angeschmiedet. Erst jetzt erhielt die Polizei Kenntnis von diesen Vorgängen, über welche die Nachbarn aus Furcht vor der Rache des reichen Grundbesitzers geschwiegen hatten. Eine Polizeipatrouille drang überraschend in das Haus ein, nahm den Besitzer und seine Leute gefangen und durchsuchte dann das Gebäude. Sie fanden dann die gefangene Frau in einem Zustande jammervollster Verwahrlosung. Sie wurde sofort befreit und in ein Krankenhaus gebracht, während man die Schuldigen abführte, die nun einer exemplarischen Bestrafung entgegengehen.

Lustige Rundschau



* **Mut.** Beutel bettelt. „Herr, Sie riechen ja nach Schnaps!" „Freilich", bedauert Beutel, „aber ich bin sonst so schrecklich schüchtern und muß immer erst einen trinken, um Mut zum Betteln zu bekommen."

* **Das kleinere Übel.** Einbrecher zum Wohnungsinhaber, von dem er gehörig verprügelt wird: „Tun Sie mir doch den einzigen Gefallen und rufen Sie endlich die Polizei!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg